Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 10

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dann voll Scham und Empörung, stets auf Hilfe hoffend, die Gerechtigkeit im Walde herum. Erst in der äußersten Not wagte sie sich zur nächsten Hütte der Menschen, wurde aber barsch als schamlose Dirne abgewiesen. Endlich, nach langem Umherirren, gab ihr eine alte Frau, selber arm, einige Kleider. Nun getraute sich die Gerechtigkeit wieder unter die Menschen, aber diese verachteten sie, wandten ihre Blicke böse von dem „Bettelweib", das sich bei aller Armut doch stolze Blicke erlaubte, ab, und huldigten der prachtvoll gekleideten Lüge, die den Menschen alles Blendende mit schmeichelhaften Worten als wünschenswert vorzutäuschen vermochte, die immer mehr versprach als forderte und der Menschen Sinne lüstern machte und ihre Verlangen mit der Gewohnheit immer mehr für ihren Schein und ihren Zweck zunutzen zog.

Und so irrt noch heute die Gerechtigkeit zerlumpt und mißachtet umher, und die Menschen huldigen dem Schein der Lüge, den diese schmeichelt, die Gerechtigkeit aber fordert.

Der liebe Gott aber sieht mit ernsten Mienen zu und bereitet still die Stunde der Vergeltung vor.

Aus der politischen Woche.

Deutschland

steht vor seinem Eintritt in den Völkerbund. Noch sind die Verhandlungen über die Frage der Erweiterung des Völkerbundsrates nicht abgeschlossen. Das offizielle Deutschland, hinter dem alle politischen Parteien von den Völkischen bis zu den Kommunisten diesmal in geschlossener Einmütigkeit stehen, verwahrt sich gegen die Gewährung von Ratssitzen an weitere Staaten. Die „Frankfurter Zeitung" schreibt, man wolle Deutschland in ein anderes Haus führen, als das, in welches einzutreten es eingeladen worden sei. Man drohte in Berlin sogar mit Rückzug der Anmeldung in Genf. Diese Drohung erscheint als nicht sehr überlegt. Was wäre die Folge eines deutschen Rückzuges aus Genf? Locarno würde durchgestrichen. Das Werk von vielen Monaten fiele in sich zusammen. Europa würde politisch um einige Jahre zurücksinken. Die Auswirkungen Locarnos am Rhein würden rückgängig gemacht werden; die Reaktion in allen Ländern würde triumphieren; die Diktatoren, die gegenwärtigen und die künftigen, hätten gewonnenes Spiel gegen jede Opposition der Rechts- und Friedensfreunde.

Wie steht es mit dem deutschen Standpunkt? Briand und Chamberlain — und zu ihnen hält nun auch Mussolini — sind einig, daß Deutschland in Locarno kein Versprechen erhalten habe dahin gehend, daß der Völkerbundsrat nach Deutschlands Eintritt nicht erweitert werden solle. Dieser sei nicht eine Institution, in denen Machtinteressen vertreten werden; der Rat soll nur den Fragen des Rechtes und der Gerechtigkeit sein Ohr leihen, und da sei es unbegreiflich, warum Deutschland die Türen gegen Polen und andere geschlossen halten wolle. — In Briands Mund klingt dieses Argument nicht falsch; denn dieser Diplomat hat reichlich Zeugnis von seinem aufrichtigen Friedenswillen abgelegt. Wenn Deutschland sich schon vor seinem Eintritt in Genf darauf versteift, im Völkerbund nur seine Interessen und nicht die Europas verfechten zu wollen, dann setzt es sich wiederum auf das falsche Roß und stellt sich bloß. — Der englischen Umkehr zum französischen Standpunkt, der Polen und Spanien und Brasilien aufnehmen will, steht die ablehnende Haltung Schwedens und Dänemarks gegenüber. Die Angelegenheit ist zum Kompromiß gereift: Vorgeschlagen ist die zunächst bedingungslose Aufnahme Deutschlands in den Rat im März nächsthin. Der ständige Sitz wird Spanien grundsätzlich zugesprochen. Das nichtständige Mandat, das Spanien bisher inne hatte, wird Polen angeboten.

Warschau wird mit dieser Lösung kaum ganz zufrieden sein. Es droht auch schon mit der Abkehr von Genf und mit Anlehnung an Moskau, das natürlich mit freundlichem

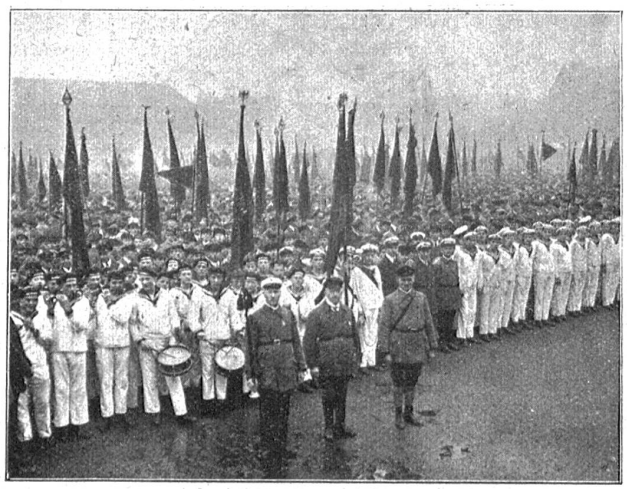
Dr. Hjalmar Schacht,
der Direktor der deutschen Reichsbank, Träger der Deflationspolitik, die die gegenwärtige Wirtschaftskrise gebracht hat.

Lächeln und geöffneten Armen dasteht. Man hat den Deutschen bedeutet, daß der Widerstand gegen Polen ihren eigenen Interessen entgegenarbeite; denn durch den heutigen Zustand sei Polen auf eine enge Gemeinschaft mit Frankreich angewiesen, dem es die Wahrung seiner Interessen gegenüber Deutschland anvertrauen müsse; wenn Polen selbständig sei, so werde naturgemäß die französisch-polnische Verbindung gelockert, was Deutschland nur förderlich sein könne. Am 8. März soll die Aufnahmesitzung in Genf beginnen. Aber wahrscheinlich wird die Entscheidung in dieser Frage aufgeschoben werden. Die politischen Konstellationen wechseln von Woche zu Woche — es tauchen Lösungen auf, an die heute noch niemand denkt.

Die deutsche Wirtschaftskrise dauert ungeschwächt an. Der Direktor der Reichsbank, Dr. Hjalmar Schacht, muß sich den nicht gerade schmeichelhaften Titel des Vaters der gegenwärtigen deutschen Notlage zulegen lassen. In der Tat, wenn sein Vorgänger, Dr. Havenstein unseligen Angedenkens der Inflationsmann war, so ist Dr. Schacht der Deflationsmann. Wenn jener die deutsche Wirtschaft durch seine Milliarden und Billionen zu unnatürlicher Größe aufgeblasen hatte, daß ihre Haut platzen mußte, so zapft dieser ihr nun durch den Geldeinzug und die Preissenkungspolitik das Blut — den Kredit — ab und läßt sie darben und hinsiechen. Der Höhepunkt der Wirtschaftskrise, mit seinen 60 täglichen Bankerotten im Januar, mag überschritten sein; aber noch beträgt die Zahl der Arbeitslosen bis zwei Millionen. Erträglich ist dieser Zustand für das deutsche Volk nur darum, weil es fest an die Notwendigkeit dieser „Gesundungskrise" glaubt. Andere Völker haben sie auch durchgemacht, warum nicht auch das deutsche Volk? —

Eine für demokratisches Empfinden günstige Sachlage hat die Krise in bezug auf die Fürstenabfindungsfrage herbeigeführt. Die unverschämten Forderungen der abgedankten Herrschaften heben sich vom Hintergrund der allgemeinen Volksnot besonders kraß ab. Die Sammlung der Unterschriften für das Volksabstimmungsbegehren wird demnächst in Gang gesetzt werden. Das demokratische Or-

gan „Die Hilfe", eine Gründung Friedrich Naumanns, kommt mit ihren historischen Festlegungen über den Ursprung jener Riesenvermögen, deren Herausgabe die deutschen Kleinfürsten heute mit Poltern und Gerichtsdrohungen



Der 2. Reichsbanner-Bundestag in Hamburg.
Die Reichsbanner (Schwarz-Rot-Gold) Organisation zum Schutze der deutschen Republik umfaßt heute 3 Millionen Mitglieder. Sie hielt am 21. Februar letzthin mit weit über 100,000 Teilnehmern aus allen Gauen Deutschlands ihre zweite Heerschau.

fordern, eben recht, um dieser Volksbewegung die moralische Rückenstärkung zu geben. Die Deutschen können hier lesen, daß zur Zeit der nordamerikanischen Freiheitskriege diese Fürsten ihre Untertanen an England verkauften: Der Herzog von Braunschweig 4300 Untertanen für 50 Taler Werbegeld pro Kopf und 30 Taler Entschädigung für jeden Toten, dazu erhielt er einen Jahreszuschuß von 64,000 Kronen — der Landgraf von Hessen 12,000 Untertanen gegen 30 Kronen pro Kopf und 772,000 Taler Jahrgeld — der Landgraf von Hanau ein Regiment für 30 Kronen Werbegeld, 30 Kronen für jeden Toten und 25,000 Kronen Jahreszuschuß. Und so taten eine ganze Reihe anderer Landesherren. Der Landgraf von Hessen-Kassel beklagte sich in einem Erlaß an den Oberbefehlshaber der hessischen Truppen in Amerika, daß zu wenig Soldaten umgekommen seien und daß ihm so nicht genügend Sterbeprämien zugekommen seien. Der Brief ist in der „Hilfe" wörtlich abgedruckt.

Die Organisation zum Schutze der deutschen Republik — das Reichsbanner (Schwarz-Rot-Gold) — hat im letzten Jahr eine halbe Million Mitglieder gewonnen und umfaßt heute über 3 Millionen Männer. Der zweite Reichsbannertag, der diesmal in Hamburg, am 21. Februar, stattfand, zeigte einen Aufmarsch von zirka 130,000 Delegierten aus allen Teilen des Reiches. Als Redner traten auf der Präsident des Hamburger Senates, Dr. Petersen, Oberpräsident des Reichsbannerbundes Hörsing, der preußische Ministerpräsident Braun, Reichstagspräsident Loebe und andere prominente Persönlichkeiten der Weimarer Parteien.

Mussolini hat kürzlich einem französischen Journalisten ein Interview gewährt und darin durchblicken lassen, daß Italien mit Frankreich in Verhandlungen über Tunis zu treten wünsche. Die italienische Flotte soll ausgebaut werden. Französische Pessimisten sehen schon den Tag kommen, an dem Frankreich von seinen Kolonien in Afrika abgeschnitten sein wird. — Mit Tätlichkeiten drohen die Fascisten denen, die das blöde Gerücht von der Magenkrankheit Mussolinis verbreiten helfen. Diesem Gerücht zufolge hätten sich mehrere berühmte Chirurgen geweigert, die notwendig werdende Operation vorzunehmen, weil sie die fascistische Wut bei einem eventuellen Mißlingen der Operation fürchten. — In Rom konferierte Mussolini mit dem jugoslawischen Außenminister Nintschitsch über politische Fragen. — Der österreichische Ministerpräsident, Dr. Ramek, hielt eine versöhnliche Rede über die Frage des Südtirols und erweckte damit den Unwillen der Großdeutschen und des Innsbrucker Landtages, der eine Demission verlangt. — In Rumänien zeigten die Gemeindeneuwahlen ein starkes Anwachsen der Opposition, die jetzt durch ein Wahlgesetz nach fascistischem Muster in Schranken gehalten werden soll. Mit Ex-Kronprinz Carol werden in Paris Besprechungen gepflogen betreffend seine Rückkehr. Bratianu ist schwer erkrankt. — Der griechische Diktator Pangolos läßt die Anhänger Venizelos verhaften und deportieren. — In Paris hat eine französisch-sowietrussische Konferenz begonnen, die die schwebenden politischen Probleme, insbesondere der Schuldenfrage, lösen soll. Eben sind auch die französisch-englischen Finanzverhandlungen wieder aufgenommen worden. — Der Senat hat Doumers Finanzvorschläge angenommen. In der Kammer haben die Debatten wieder begonnen. Die Handels- und Bankleute demonstrieren gegen die unfähigen Parlamentarier und verlangen die fascistische Diktatur. -ch-

Das Butterbrot.

Von Fritz Müller.

In unserer Mittelschule kamen wir fünf Brüder manchmal etwas spät nach Hause. Die Mutter machte keinen Skandal deshalb. Sie war viel zu klug dazu. Wenn immer einer nach Hause kam, er mußte noch zu ihr ins Zimmer kommen. Auch wenn sie schon schlief. In diesem Zimmer stand ein für allemal Brot und Butter bereit. Davon strichen wir uns ein Brot, sagten brav „gute Nacht" und traten mit dem Butterbrot in der Hand den Weg zu unserem Schlafzimmer an. Dieses nächtliche Butterbrot war eine Familientradition. Ich glaube, schlecht war sie nicht. Vielleicht komisch, aber das wußten wir damals nicht.

Nur einmal gab's ein großes Gelächter. So hell und ausdauernd war es, daß es heute noch zu mir heraufklingt.

Dieses eine Mal war es, daß einer von uns so spät in Mutters Zimmer kam, daß seine Hand beim Butterbrotstreichen etwas unsicher war. Mit den Füßen ging er noch stramm und aufrecht in sein Schlafzimmer. Mag sein, daß die Wände in dem langen Korridor ein wenig stützend und richtunggebend mitgeholfen haben. — Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls wunderte sich dieser eine von uns fünfen unbändig, daß er kein Butterbrot in der Hand hatte, als er's, wie sonst immer, auf seinem Bettrand essen wollte.

„Sakra", dachte er, „hab' ich jetzt das Butterbrot schon g'essen oder nicht?" Aber weil das scharfe Nachdenken zu so später Stunde Kopfweh machte, ließ er's sein und legte sich kopfschüttelnd nieder.

Am nächsten Morgen war ein Sonntag, also späteres Aufstehen bei uns Brüdern. Mutter aber — wie halt Mütter sind — „geisterte" schon frühzeitig ordnend durch die Wohnung. Ich lasse sie selbst erzählen:

„Gehe ich da den langen Gang entlang, der immer ein bissel dämmerig ist. Denk' ich mir, was ist das denn da an der Wand, gerade auf einem von den Tapetenpudeln? Was meinen Sie? Pappt da ein dickes Butterbrot an der Wand. Ganz fest, sag' ich Ihnen. So fest, daß es einen Schnalzer machte, als ich es weggenommen hab'. Und der Butterfleck auf dem Tapetenpudel, sag' ich Ihnen — weiße Brotbröseln, heißes Bügeleisen, Benzin, alles hat nichts genützt — der Flecken blieb und blieb, unausrottbar all' die Jahre hindurch."

Das hat sich überall herumgesprochen. Allen Bekannten und Freunden wurde er gezeigt, der Familienfleck. Noch dem Sohn des „Butterbrotlers" konnte er gezeigt werden. „Wo ist der Butterbrotfleck, Fritzl?" hieß es. Da watschelte er durch den Gang, blieb stehen und sagte:

„Papas Butterfleck da", indem er mit seinem dünnen Fingerchen voller Ernst auf den deutlichen Kreis hinzeigte — so gut und kräftig war damals noch Münchner Butter.